

Flucht vor den Befreiern

Es war still. Im dunklen Zimmer waren nur die Umriss der Möbel zu erkennen. Das einzig hörbare Geräusch waren die gleichmäßigen Atemzüge seines älteren Bruder Robert. Sie verrieten ihm, dass er bereits schlief. Günter lag schon lange so da und schaute aus dem Fenster. Seine Augen suchten nichts Bestimmtes, es war vielmehr ein sinnloses Starren in die Leere. Wie so oft konnte er nicht einschlafen. Gerade zu diesen Stunden, in denen er seinen Gedanken und Gefühlen hilflos ausgeliefert war und vor sich hin grübelte, drückte die Hose und kratzte der Pullover am meisten. Nur die Schuhe, die durfte er zum Schlafen ausziehen, den Rest hatte er anzubehalten. Das musste so sein, damit sie, falls die Bomben wiederkamen, gleich in den Keller hinunterkonnten. Denn da hatten sie keine Zeit zu verlieren. Dies war schon mehrmals der Fall gewesen. Obwohl es zum Schlafen unangenehm war, beruhigte ihn das Gefühl, bei einem Alarm sofort die Wohnung verlassen zu können. Wann immer die Sirenen vor einer bevorstehenden Bombardierung warnten, wurde er von einem entmächtigenden Gefühl erfasst. Eine kalte Panik legte sich auf seinen Kopf, ließ alle Windungen im Gehirn gefrieren und verbat es ihm, auch nur eine Minute lang klar zu denken.

> Runter! In den Keller! Los, raus! < war alles, was ihm dann noch im Sinn stand. Der Weg von der Wohnung bis in den Keller schien nachts immer länger zu dauern, als normalerweise. Günter fürchtete diesen Abstieg. Die Hysterie ließ seine Bewegungen unkontrolliert werden. Schon mehrmals war er heftig an irgendeinem der anderen Hausbewohner angestoßen. Doch er konnte nichts dagegen tun, seine Beine schienen einfach schwächer zu sein, als sonst. Mit jeder Stufe stieg das Risiko, dass seine Knie endgültig unter ihm nachgaben. Würde ihm dann jemand helfen und ihn trotzdem mit in den Keller nehmen? Oder musste er etwa liegen bleiben und hoffen, dass nichts passieren würde? Es war wohl besser, es nicht herauszufinden.

Direkt gegenüber dem Fenster befand sich bloß die schäbige Mauer des Nachbarhauses. Aber er blickte hinauf in den pechschwarzen Nachthimmel. Die Sicht war klar, vollkommen wolkenlos. Viele Sterne funkelten zu ihm herunter. Doch in Gedanken befand sich Günter schon lange nicht mehr in Wien in ihrer Wohnung im 20. Bezirk. Er hatte sich fortgeträumt zu seinem Vater, der nun in einem fernen Land war, von dem er nur wusste, dass es existierte, mehr nicht. Wie es wohl war, dort oben in Russland? So sehr hoffte er, dass sein Papa es warm hatte. Wenn es ihm nur gut ging, wurden alle Wünsche, die Günter in diesem Moment hatte, erfüllt. Und er sollte schnell nach Hause kommen. Seine baldige Rückkehr hatte er ihnen doch versprochen, noch bevor er gegangen war. Und bis dahin mussten sie einfach immer daran denken, dass sie eines Tages wieder zusammen sein würden. So hatte er es den Jungen gesagt. Robert war förmlich geblieben und hatte bloß genickt. Günter jedoch hatte geweint und wollte seinen Vater nicht loslassen. Ihn zum Bahnhof begleiten durften sie nicht. Anfangs war Günter enttäuscht darüber gewesen. Er hatte den Bahnhof erst wenige Male besucht und hatte es immer furchtbar spannend gefunden, den vielen Menschen dabei zuzusehen, wie sie in die Züge stiegen und jene schließlich mit lautem Schnaufen abfuhren. Doch je länger er darüber nachgedacht hatte, desto geringer wurde seine Enttäuschung bis er

schließlich sogar froh darüber gewesen war, dass er dem Vater nicht bei der Abreise zusehen musste. Günter stellte sich vor, wie er vor ihm in einen dieser Züge stieg, zusammen mit vielen anderen Männern. Nach wenigen Augenblicken schaute er zu einem Fenster hinaus und winkte Günter. Doch dann begann der Zug zu fahren und das Gesicht des Vaters verschwand vor seinen Augen. Die Eisenbahn entfernte sich immer mehr und mit ihr hunderte Männer, die soeben eine Reise in die Ungewissheit angetreten hatten. Alles was blieb, war eine Rauchwolke, die immer dünner wurde und sich schließlich auflöste. Günter hatte eine Gänsehaut bekommen. Ihm waren diese Bilder in seinem Kopf so real erschienen, als hätte er es tatsächlich erlebt. Schnell hatte er versucht, sie wieder zu verdrängen. An jenem Abend hatte er die Kinderzimmertür so fest zugeschlagen, dass es knallte. Dies sollte allen zu verstehen geben, dass er niemanden sehen wollte. So kam es, dass er stundenlang auf dem Boden gesessen war, abwechselnd geweint und darüber nachgedacht hatte, ob es nicht doch besser wäre, wieder hinauszukommen. Dass er sich eigentlich die ganze Zeit jemanden gewünscht hatte, der nach ihm sah und ihn tröstete, wollte er sich selbst kaum eingestehen. Immer wieder hatte er versucht, diesem Wunsch durch demonstrativ lautes Weinen Ausdruck zu verleihen, doch keiner machte Anstalten, sich um ihn zu kümmern. Das kam vermutlich davon, dass Günters Emotionsausbrüche keine Seltenheit waren, was dazu führte, dass sie von niemandem besonders ernst genommen wurden.

So lag er da und wünschte sich voll Wehmut, dass sein Vater auch gerade an ihn dachte. Das Gefühl, von ihm nicht vergessen zu werden, tröstete ihn ein wenig. Mit den Augen fixierte er einen Stern, der ihm besonders hell erschien. Auf einmal kam ihm die zündende Idee, wie er seinem Papa vielleicht für einen kurzen Moment etwas näher sein konnte. Zumindest einen Versuch war es wert. Leise schlug er die Decke zurück und kletterte aus dem Bett. Das durchdringende Quietschen der Türschnalle ließ ihn einen Moment lang innehalten. Schon war er leicht in die Knie gegangen, um gegebenenfalls zurück ins Bett zu springen, weil er vielleicht Robert oder seine Mutter geweckt haben könnte. Doch um ihn herum blieb es still. Es wunderte ihn fast, wie laut Geräusche nachts wurden, während er sie tagsüber kaum wahrnahm. Mit gedämpften Schritten machte er sich auf den Weg ins Wohnzimmer. Als er es betrat, fröstelte es ihn sofort. Seit vielen Wochen hatte es in diesem Raum dauerhaft arktische Temperaturen. Ein Granatsplitter hatte die Außenwand getroffen. Die schöne Glasvitrine war zersprungen. Doch auch dieses Unglück beinhaltete ein kleines Wunder. In der Vitrine nämlich hatte die Mutter unter anderem eine Dose mit Vanillekipferln aufbewahrt. Alles in der Nähe dieser Wand war zerstört worden, doch die Dose mitsamt den Keksen blieb heil. Nicht ein einziges Kipferl war zerbrochen. Dafür konnte es keine Logik geben, fand Günter, denn ansonsten schien jedes Kipferl, dass er nur ein bisschen schief anschaute, zu Bruch zu gehen. Robert und Günter hatten nach dem Unglück in den Trümmern der Stadt Ziegelsteine gesucht. Ihr Vater, der damals noch da war, hatte die fehlende Wand mit jenen Fundstücken und ein paar alten Leintüchern notdürftig wiederhergestellt. Doch die Kälte des Winters 1945 konnte diese provisorische Lösung nicht aufhalten. Mittlerweile war es etwas besser geworden, immerhin hatte der März bereits begonnen und der Frühling war spürbar im Anmarsch. Dennoch kühlte es in den Nächten weiterhin ab.

Günter trat näher heran. Er streckte die Hand aus und berührte das Leintuch, das vermutlich irgendwann weiß gewesen war. Und tatsächlich schien es ihm für einen kurzen Moment lang, als stünde sein Vater auf der anderen Seite. Beinahe hätte er gedacht, dass sein Papa ihm etwas zu gewispert hatte, doch es war nur der Wind, der mit einem hohen, dünnen Ton durch die Ritzen zwischen den Ziegeln pfiiff. Ein kalter Blitz durchfuhr ihn, als er aus dem Augenwinkel sah, dass sich etwas hinter ihm bewegte. Günter war nicht mit besonders viel Mut gesegnet. Langsam drehte er sich um. Es war nur Robert, der hinter ihm stand. Hitze, die immer in Zusammenhang mit Erleichterung kam, stieg in ihm auf.

„Geh zurück ins Bett! Morgen wird ein langer Tag.“, sagte Robert leise.

Während Günter hinter ihm her zurück ins Kinderzimmer schlurfte, dachte er sich ein weiteres Mal, wie seltsam er seinen Bruder Robert fand. In der Dunkelheit hatte der blasse Junge beinahe ausgesehen wie ein Gespenst. Er war nicht viel größer als Günter, hatte eine eher hagere Figur und beobachtete die Welt mit wachsamen Augen. Jedoch reagierte er stets so kalt und teilnahmslos, als würde ihn alles um ihn herum nicht betreffen.

Günter kroch wieder zurück in sein Bett, da drang leises Weinen durch die dünnen Wände zu ihnen herein. Dieses Wimmern war unverkennbar. Sie mussten das Baby Heidi aufgeweckt haben. Knapp ein Jahr war sie nun alt. Ruhiges Gemurmel der Mutter war zu hören. Günter drehte sich zur Seite und schloss die Augen. Es war besser, nun so schnell wie möglich einzuschlafen, damit kein Verdacht auf ihn fiel. Denn Robert würde ihn nicht verraten. Das war schließlich nicht seine Art.

Als Günter am nächsten Morgen vor die Haustür trat, hatte er ein flaues Gefühl im Magen. Er schaute ihr Wohnhaus von außen an und versuchte sich das Bild so gut wie möglich einzuprägen. Die gelbe Fassade, die bereits abblätterte. Die Fenster mit den Verdunkelungsvorhängen. Das Schild mit der Hausnummer 17, dessen Farbe schon ganz blass geworden war. Eigentlich war alles wie immer. Doch heute sah er es durch andere Augen. Bald polterten ein Leiterwagen und mit ihm seine Familie aus dem Haus auf die Straße. Robert hatte der Mutter geholfen, das Fuhrwerk hinunterzutragen. Jetzt musste es nur noch beladen werden. Decken, Bündel an Gewand und Rucksäcke fanden darin Platz. Und in Mitten von all dem saß Heidi, dick eingepackt in eine warme Jacke. Ein so kleiner Mensch eingewickelt in so viel Stoff glich einer Kugel, fand Günter. Schließlich brachen sie auf. Niemand sprach es aus, doch alle spielten mit denselben Gedanken. Günter wusste, warum sie Wien verlassen mussten. Zum Schutz vor den Russen. So ganz verstand er es allerdings nicht, immerhin meinten doch alle, dies seien die Befreier. Warum also gab es dann Anlass, vor ihnen zu flüchten? Während er neben dem Leiterwagen her stolperte und darüber nachdachte, kam er zu dem Ergebnis, dass es wahrscheinlich gar nicht sie, sondern vielmehr ihre Bomben waren, vor denen man sich schützen musste. Es war wohl wirklich besser so. Außerdem würden sie nicht für immer wegbleiben, nur für eine Zeit. Doch der eigentliche Grund für seine Beklommenheit war ein anderer. Die Frage, ob das Haus bei ihrer Rückkehr noch da sein würde, zog in seinem Kopf ihre Kreise. Wie würde seine vertraute Stadt nachher aussehen? Konnte sie den Russen standhalten? Vorerst gab es keine Antwort.

Es war noch früh am Morgen. Ein dünner Nebel hing über den Gassen Wiens. Außer ihren eigenen Geräuschen war nichts zu hören. Die Stadt schien wie ausgestorben. Der Leiterwagen rumpelte über das Kopfsteinpflaster. Gefahr, das Baby zu verlieren bestand nicht, Heidi war fast eingeklemmt zwischen dem Gepäck. Ein wenig später stieß Tante Ruth zu ihnen. Die ängstliche Schwester der Mutter sollte sie auf ihrer Reise begleiten. Nun war es nicht mehr ruhig, denn Tante Ruth redete ohne Punkt und Komma. Anfangs war Günter froh, dass sie die drückende Stille durchbrochen hatte. Doch bald schon ging ihm ihr Geplapper auf die Nerven. Sie redete nämlich nicht einfach nur, sondern sie beschwor die schrecklichsten Dinge herauf, die ihnen auf ihrem Weg nach Tirol geschehen könnten. Niemand äußerte seine Meinung zu ihrem Gerede, die Mutter nickte nur immer wieder. Unsicher sah Günter zu Robert hinüber. Doch dieser schaute nur mit ausdruckslosem Gesicht nach vorne. Er selbst versuchte, nicht zuzuhören. Irgendwann fiel ihm auf, wie sich die Schritte seiner Mama verschnellerten. Waren sie etwas spät dran? Nein, sie würden den Zug bestimmt erreichen. Tante Ruth machte tatsächlich alle nervös.

Günter war erleichtert, als der Bahnhof in Sichtweite rückte. Nun hatten sie es fast geschafft. Als sie ihn beinahe erreicht hatten, nahm die Mutter seine Hand und legte sie um den oberen Rahmen des Leiterwagens. Er sollte ihn nicht mehr loslassen, um ja nicht verloren zu gehen. Als Günter mit seiner Familie auf dem Weg zum richtigen Gleis war, wusste er gar nicht, wohin er schauen sollte. So viele Eindrücke strömten gleichzeitig auf ihn ein, es überwältigte ihn vollkommen. Massenweise Menschen drängten sich durch die Gänge. Viele laute Stimmen versuchten sich gleichzeitig Gehör zu verschaffen. Sie alle verwirrten sich ineinander und prallte immer wieder gegen Wände und Säulen. Jeder Ton schien einen unendlichen Widerhall zu haben. Es war ein gutes Gefühl, schließlich am richtigen Gleis zu sein. Günter setzte sich neben den Leiterwagen auf den Boden. Zu Beginn wartete er nur darauf, dass seine Mutter ihn ermahnte und er wieder aufstehen musste, doch der Tadel blieb aus. Entspannt lehnte er sich gegen die kühle Mauer hinter ihm. Nun musste er nur noch darauf warten, dass ein Zug vor ihnen zum Stehen kam und sie einsteigen konnten. Dies stellte sich als erfreulich unproblematisch heraus. Tante Ruth und seine Mutter trugen den zusammen das Gepäck in den Waggon. Robert hatte das Baby auf dem Arm. Sie hatten Glück, denn sie waren unter den ersten, die einsteigen konnten. Bald hatten sie ein freies Abteil gefunden. Günter durfte sich ans Fenster setzen. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis die Eisenbahn endlich abfuhr. Mit lautem Zischen kam sie langsam ins Rollen. Nachdem sie den Bahnhof hinter sich gelassen hatte, wurde sie allmählich immer schneller. Zeit, um seiner geliebten Heimatstadt Wien hinterher zu trauern, hatte Günter nicht. Er war viel zu beschäftigt damit, aus dem Fenster zu sehen. Die Landschaft zog an ihm vorbei. Das gleichmäßige Rollen der Räder über die Schienen erzeugte ein dumpfes Hintergrundgeräusch. Verträumt ließ Günter seinen Blick über Bäume und Häuser schweifen, die bei der Fahrtgeschwindigkeit zu unscharfen Flecken wurden. Es war still in ihrem Abteil. Man konnte spüren, wie sich die vorherige Anspannung allmählich löste. Ein Moment nach dem anderen verging, ohne dass es irgendjemand bemerkte. Alle hingen ihren eigenen Gedanken nach. Eine friedvolle Ruhe breitete sich in Günter aus und ließ ihn jegliches Zeitgefühl verlieren. Während er gegen das Fenster gelehnt dasaß, spürte er das leichte Holpern des Zuges in seinem Rücken. Noch wusste er nicht, was für ein Weg ihm bevorstand. Zu diesem Zeitpunkt hatte niemand eine Ahnung

davon, dass sie sich zu Fuß, über Schiffe und Lastwagen nach Tirol durchschlagen würden. Diese Reise würde sie bis an die äußersten Grenzen ihrer Kräfte treiben. Günter schloss die Augen. Eine unbezwingbare Müdigkeit überkam ihn. Von irgendwo weit weg hörte er etwas, das nach der ängstlichen Stimme seiner Tante klang. Es war genug, um zu verstehen, dass sie sich wieder über etwaige Katastrophen Sorgen machte. Aber selbst wenn, so konnte er doch immer noch auf ein kleines Wunder hoffen, oder nicht? Er fühlte, wie ein traumloser Schlaf immer näher an ihn heranrückte. Mit einem Fuß stand er bereits am Eingang einer tiefen Höhle. Dann wurde es dunkel.

Persönliche Gedanken/ Anhang

Das Baby Heidi ist meine Großmutter und Günter mein Großonkel. Beide sind noch am Leben. Sie haben mir ihre Geschichte erzählt. Es ist ihnen zu verdanken, dass ich sie so aufschreiben konnte. Das Allermeiste davon ist wahr und entspricht ihren Erinnerungen. Nur an manchen Stellen habe ich die Geschichte ein wenig ausgeschmückt. Eigentlich gäbe es noch viel mehr zu schreiben. Mein Text beschreibt in Wahrheit nur den Anfang ihrer Reise nach Tirol, die sie selbst als abenteuerlich, aber auch kräftezehrend beschreiben. Sie haben auf dieser Reise viele Erlebnisse gemacht, die es wert sind, erzählt und gehört zu werden. Wer weiß, vielleicht werde ich eines Tages dazu kommen, ihre Geschichte ausführlicher aufzuschreiben. Was jedenfalls feststeht ist, dass sie eine Menge Mut und Glück im Gepäck hatten. Sie mussten weitere Bombenangriffe erleben und konnten, wie in der Geschichte bereits kurz beschrieben, nur einen kleinen Teil der Strecke mit dem Zug fahren. In meiner Wiedergabe der Geschichte ist Günter die zentrale Figur. Wen ich nun aber unbedingt noch erwähnen möchte, ist seine Mutter, meine Urgroßmutter. Ich habe diese Frau nie kennengelernt, da sie nach dem Krieg schwer herzkrank wurde und starb. Meine Oma denkt, dass das durch den Krieg ausgelöste Leid eine sehr große Rolle bei ihrer Krankheit gespielt hat. Es gibt verschiedene Gründe, warum ich meine Urgroßmutter ganz besonders hervorheben möchte. Aus den Erinnerungen meiner Verwandten weiß ich von ihren Taten auf der Reise nach Tirol. Einmal gab es einen Bombenalarm. Die Kinder sollten in einen anderen Bunker kommen, als die Erwachsenen. Doch sie wollte sich nicht von ihnen trennen. Und so nahm sie ihre Kinder und flüchtete sich mit ihnen auf einen Friedhof auf einem Hügel oberhalb der Stadt. Dort saßen sie dann, schauten hinunter auf das Städtchen und sahen den Flugzeugen dabei zu, wie sie die Bomben fallen ließen. Ein weiteres Mal reisten sie ein Stück auf der Ladefläche eines Lastwagens. Irgendwann kamen Soldaten und wollten die Leute zum Absteigen bringen. Meine Urgroßmutter saß mit ihren Kindern am äußersten Rand. Einer der Soldaten packte sie am Arm und wollte sie hinunterzerren. Sie drohte damit, ihm die Augen auszukratzen, wenn er sie nicht sofort losließe. Und wieder an einem anderen Tag ihrer Reise sahen sie ein Schiff. Vor diesem Schiff standen Häftlinge eines Konzentrationslagers. Sie beobachteten, wie ein SS-Mann einen jungen Buben von etwa sechzehn Jahren mit dem Gewehrkolben niederstieß. Meine Urgroßmutter ging los, obwohl die anderen Frauen sie zurückhalten wollten. Ob sie denn wahnsinnig sei? Sie habe doch Kinder, das könne sie doch nicht machen, da komme sie ja gleich selbst dran. Doch sie ging hin und fragte den SS-Mann, was er denn mit dem armen Buben mache? Meine

Urgroßmutter hatte es in dieser Zeit alles andere als leicht. Selbst meine Oma, die damals noch so klein war, kann sich an die tiefe Traurigkeit erinnern, die ihre Mutter erleiden musste, als ihr ältester Sohn in Frankreich gefallen war. Anfangs gab es Hoffnung für ihn. Seine Eltern dachten, er wäre in Frankreich besser dran als in Russland. Diese beschwerliche Reise musste sie also mit drei kleinen Kindern und einer ängstlichen Schwester allein antreten, stets begleitet von der Sorge um ihren Mann. Dennoch hatte sie so viel Zivilcourage und Mut in solch unruhigen Zeiten unter derartigen Verhältnissen bewiesen. Sie war eine Heldin.